

Presskohle

REGINA SCHLEHECK



Mein Opa war immer ein prima Kumpel – nicht nur für mich, seinen Enkel, sondern zuallererst „auffe Maloche“, wie es bei ihm hieß. Nach dem Krieg hatten die Zechen händeringend Nachwuchs angeworben. Opa kam als 16-jähriger Berglehrling in den Genuss einer umfassenden musikalischen, sportlichen und kulturellen Förderung, die zwar auf keinem Gebiet zu einem erkennbaren Erfolg führte, ihn aber auf eine Weise mit seiner Zechenbelegschaft zusammenschweißte, die meiner Oma wenig Spielraum ließ. Um die Jahrtausendwende zählte er zu den Urgesteinen des Steinkohlebergbaus. 2006 war er noch bei der Erschließung der siebten Sohle bei Prosper-Haniel dabei, dann schickten sie ihn in den vorgezogenen Ruhestand. Fortan saß er im Wohnzimmer herum und schüttelte den Kopf. „Die größte Teufe“, wiederholte er immer wieder, „die größte Teufe! Fuffzich Tonnen! Fuffzehn Jahre Abbau garantiert – aber wen bauense ab? – Mich!“ So klein ich damals war: So viel verstand ich: dass er sehr wütend war. Irgendwelche Teufel hatten ihn aufs Altenteil geschickt, wie Oma sein Herumlungern im Ohrensessel nannte. „Opa baut ab“, sagte Oma sorgenvoll in der Küche zu meiner Mutter. Ja, von Abbau hatte er auch gesprochen.

Die beiden Frauen einigten sich, dass Opa mit der Überwachung meiner Hausaufgaben betraut werden sollte. Damit wollten sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Opa machte sich nützlich, und meine schulischen Leistungen waren zu der Zeit tatsächlich so unterirdisch, dass sie der siebten Sohle locker Konkurrenz machten.

Ich lernte einiges in der Folgezeit. Weniger für die Schule. Das hielt Opa für überflüssigen Blödsinn. Außerdem hatte er noch weniger Ahnung als ich. Er erzählte lieber von früher. Nur einmal hatte ich eine Hausaufgabe auf, die ihn interessierte. Wir sollten etwas rauskriegen zum Thema Energie. Wo die herkommt. Alle Kinder mussten Kärtchen ziehen und zum nächsten Tag etwas vorbereiten. Auf meiner Karte stand „Brikett“.

Ich hielt sie Opa zu Hause flüchtig unter die Nase: „Ich weiß es: vom Supermarkt!“

Selten hatte ich meinen Opa so böse erlebt. Es sprudelte nur so aus ihm heraus: Er erzählte von Stückkohle, Knorpelkohle, Klarkohle, Kohlenpressen, Nasspresssteinen, Maische, Walzwerken und Darrpresskohle. Das letzte waren Briketts, so viel verstand ich: getrocknete und zu Ziegeln gepresste Kohle. Je mehr Opa erzählte, desto mehr Bilder kamen mir, die zwar vermutlich wenig mit der Realität des Bergbaus zu tun hatten, aber doch – im Nachhinein betrachtet – nicht ganz unzutreffend waren. „Schwarzes Gold“ nannte Opa die Kohle. Auch wenn die Münzen, die ich jeden Sonntag erhielt, um sie in den Schlitz meines Sparschweins zu stecken, nicht schwarz, sondern gold- und silberfarben waren, dämmerte mir, was die eine Kohle mit der anderen – dem Geld nämlich – zu tun hatte. Kohle war wertvoll. Der liebe Gott hatte sie in die Erde gesteckt, aber man konnte sie rausholen – nämlich abbauen – und nutzen. Nämlich verbrennen. Daraus wurde dann Energie. Und Energie war nötig für alles, was das Leben leicht und angenehm machte. Allerdings: wenn man Kohle verbrannte, war sie weg, und daher musste man immer tiefer buddeln und sich immer mehr einfallen lassen, wie man möglichst viel Energie aus ihr rausholte. Deswegen ja auch die Briketts, die man so doll ausgepresst hatte, bis sie völlig ausgetrocknet waren, sodass sie umso besser brannten. Ich sah förmlich die Hand vor mir, die das schwarze Kohlestückchen umschloss und auspresste, dass das Wasser unten aus der Faust tropfte, und als sie sich wieder öffnete, lag da ein kleines Körnchen Gold. Opa erzählte dann noch viel davon, dass alles den Bach runter gehe, dass es bald keine Kohle mehr geben werde und damit auch keine Arbeit mehr. Er guckte mich sorgenvoll an. Ich fand die Vorstellung, dass ich nicht arbeiten müsste, wenn ich erst mal erwachsen wäre, gar nicht so furchtbar. Aber das Bild der Hand, die Kohle zu Gold presste,



legte nahe, dass es dann eben auch kein Geld gab. Ohne Kohle – keine Kohle!

Opa baute ab. Ein halbes Jahr, nachdem er mir das mit der Energie erklärt hatte, fuhr er in die Grube – ein letztes Mal gewissermaßen.

Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Aber es fühlte sich an, als sei mein Leben ein paar Grad kälter geworden. Als wenn Opa eine Art Kohlestückchen gewesen wäre, das in meinem Elternhaus vor sich hin geglüht und Wärme verbreitet hatte.

Im Frühjahr darauf saß mein Vater am helllichten Tag in Opas Altenteil-Sessel, als ich aus der Schule kam. Er glühte kein bisschen, sondern war kreidebleich. Was passiert sei, wollte ich wissen.

„Die Wende“, krächzte er. Jetzt habe sie uns endgültig eingeholt.

„Soll ich dir ein Thermometer holen?“, bot ich an, weil meine Mutter das immer fragte, wenn sie fand, ich sähe elend aus. Er schüttelte den Kopf. Oma zog mich in die Küche und stellte einen Teller Kohlsuppe vor mich hin. „Nokia geht weg“, raunte sie mir zu. „Sie haben alles abgebaut.“ Nokia war die Handyfirma, bei der mein Vater arbeitete. Aber was sollte das mit dem Abbau? „Er stirbt?“, fragte ich entsetzt.

Oma beruhigte mich: „Er muss sich eine andere Arbeit suchen, weiter nichts! Es gibt wohl erst mal weniger Kohle.“

Eine „Heuschrecke“ nannte mein Vater seinen ehemaligen Arbeitgeber. Wieder ein neues Bild! Ich sah ein zierliches Tierchen vor mir, das sich federleicht anfühlte und durch die Gegend hüpfte. Ich mochte Heuschrecken gern, sie hatten mit Sommer und warm und Gras zu tun. Meine Mutter erklärte mir, dass es ein ganz schön gefährliches Tier sei, das zu Hunderttausenden übers Land ziehe und Gras, Pflanzen und Bäume mit Stumpf und Stiel auffresse, sodass alle anderen verhungern müssten, und ich war ganz erleichtert, dass es Oma noch gelungen war, trotz der Heuschrecke Nokia etwas Kohl für unsere Suppe aufzutreiben.

Vielleicht war es ja so, dass meine Fantasie mit mir durchging, wie Mama behauptete. Sie sagte, ich erfände immer Geschichten. Aber nichts von dem, was ich mir vorstellte, hatte ich mir ausgedacht. Sie haben es mir erzählt. Opa, Vater, meine Mutter, Oma – es war unsere Geschichte. Keine schöne. Sie hatte mit Abbau und Auspressen und keiner Kohle mehr und Wende und Wegfressen und Tod zu tun. Sie verfolgte mich in meinen Albträumen, und ich war froh, wenn ich wach wurde, und da saß keine Heuschrecke auf meiner Brust und niemand wollte mich auspressen.

Dann kam der Nachmittag, der meinem Leben die entscheidende Wende brachte. An dem wir alle vor dem Fernseher saßen: meine Mutter, müde von der Arbeit, mein Vater, übellaunig, weil er seit Monaten nichts anderes mehr getan, als in dem Opasessel rumzusitzen, meine Oma, seufzend, wie sie immer seufzte, wenn sie ihre Küchenarbeit beendet, ich, froh, dass ich die Hausaufgaben mehr schlecht als recht bewältigt hatte.

Im Fernseher kamen Bilder von einer riesigen Bühne mit großen Lautsprechern unter freiem Himmel und von jungen Menschen, die auf der Straße tanzten.

„Die sind ja fast nackicht!“, meinte Oma empört.

Meine Mutter und mein Vater sprachen davon, dass es eine tolle Chance sei. So viele junge Leute, die zum Feiern gekommen seien, wo doch sonst alles immer nur den Bach runtergehe. „Laffparat“, hieß das, und ich überlegte noch, was das für ein komischer Apparat sein mochte, der einen ganz laff machte – oder meinten sie baff? Schlaß? Ich hörte nur halb hin, weil da etwas in mir ganz eng und drückend wurde, während ich die Menge und das Gedränge vor mir sah.

„Was meinst du, was die für eine Kohle hier lassen!“, sagte mein Vater.

Oma protestierte: „Deswegen können sie sich trotzdem anständig anziehen!“



„Sie sind gut drauf, und es geht wieder aufwärts“, sagte meine Mutter. „Man sollte nicht immer alles schwarz malen!“

Nein!, wollte ich rufen, aber ich kriegte kein Wort heraus. In meinen Ohren war ein Rauschen, als wenn sich eine riesige Hand um mich schlösse. Der Druck! Ich konnte nicht mehr unterscheiden, ob er von außen oder von innen kam. Presskohle!, schoss es mir durch den Kopf. Die Kamera kreiste über jungen Menschen, die immer mehr wurden. Heuschrecken! Sie hüpfen und lachten und merkten gar nicht, wie sie immer enger zusammengepfercht wurden, wie eine imaginäre Hand sich anschickte, den letzten Tropfen aus ihnen herauszuquetschen. Das Gedränge wurde dichter und dichter. Wieso lachten die jungen Leute so? Es war wie ein Sog! Es zog und drückte an mir, die Bilder begannen zu kreisen, ein Durchgang erschien im Bild.

„Wie guckst du denn?“, rief meine Mutter. „Du hast ja einen richtigen Tunnelblick!“
Alle fuhren herum und guckten mich an.

Meine Oma tastete nach meiner Stirn. „Das Kind fiebert“, stellte sie fest.

„Der Apparat! Tunnel – dicht!“, stöhnte ich.

„Du gehörs ins Bett, Johannes!“ Mein Vater hob mich auf den Arm wie ein kleines Kind. „Schicht im Schacht!“

„Tsts“, machte Omi, „was der sich wieder zusammendichtet!“

Mehr wusste ich nicht mehr. Tagelang delirierte ich. Später lernte ich einen Begriff für die Visionen, die ich in jenen Tagen erlebte: Apokalypse. Grauenhafte Bilder, die in der Bedrängnis, der Schwärze des Tunnels von Duisburg ihren Ausgang nahmen und einen Sog entfalteten, der alles zwischen Himmel und Erde erfasste. Menschen, Städte, Staaten, alles wurde in diesen Energie-Strudel gezogen, der sich schließlich in einem gigantischen Schirm konzentrierte, die Erdkugel halb bedeckend, ehe er sich nach einem Moment der Unendlichkeit in einem grellen Blitz entlud, der den Planeten pulverisierte.

Die Ärzte sprachen von Synästhesie, Hypersensibilität, Neurotizismus. Mir konnte egal sein, wie es hieß. Hauptsache, ich würde nie, nie wieder durchmachen müssen, was ich im Sommer 2010 erlitten hatte. Meine Familie versuchte, mich in der Folgezeit von allem abzuschirmen, was um mich herum vorging. Ich verbrachte Jahre in therapeutischer Obhut in Sanatorien, wo ich medikamentös eingestellt wurde und Privatunterricht bekam. Meine schulischen Leistungen blieben grenzwertig. Wen interessierte das? Ich vegetierte in einem Stadium der Gleichgültigkeit, das sich aushalten ließ. Leben konnte man das nicht nennen.

Bis ich eines Tages auf dem Flur des Wirtschaftstrakts an einer geöffneten Tür vorbei kam. Dort stand ein aufgeklappter Laptop, der vermutlich eine Nachrichtensendung zeigte. Ich wäre gar nicht darauf aufmerksam geworden, wenn ich nicht einen Menschen etwas sagen gehört hätte, dessen Timbre schlagartig jedes Härchen an meinem Körper in Habachtstellung und meine Eingeweide in Aufruhr brachte. Er sprach Englisch, überlagert von einer sonoren Übersetzerstimme, die sagte: „Wir haben für 250 Jahre saubere, schöne Kohle.“ War es das Stichwort „Kohle“, das mich derartig elektrisierte? Wie konnte diese vollkommen positive, zuversichtliche Aussage in mir einen derartigen Horrortrip auslösen? Die Worte meines Großvaters waren plötzlich wieder in meinem Ohr. „Fuffzehn Jahre Abbau garantiert.“ Wieso auf einmal zweihundertfünfzig? Was passte da nicht? Ich hatte nur einen flüchtigen Blick auf den Menschen auf dem Bildschirm erhascht, floh den Gang entlang, stürzte in Richtung Toilette, aber übergab mich bereits auf halbem Weg, kollabierte, krampfte und war nicht mehr in der Lage die Bilder abzuwehren, die mich überfielen. Die Fratze. Der Mann mit dem Seitenscheitel, der ihm bis ans Ohr gerutscht war, die schmutzig-



gelben Haarsträhnen, die sich wie ein Helm oder eine Baseball-Cap über Schädel und Stirn legten. Was das größte Grauen auslöste: die schmollend vorgeschobenen Lippen mit den nach unten gezogenen Mundwinkeln, Sinnbild trotziger Übellaunigkeit. Der Eindruck eines kleinen Kindes, das gleichzeitig eine derartige Aura von Macht ausströmte, von unfassbar viel Kohle, gepaart mit Kontrollsucht, Unkontrolliertheit und Unkontrollierbarkeit, dass es mir den Atem nahm. Wie damals tauchten Bilder von weiteren Menschen vor meinem geistigen Auge auf. Das dicke runde Gesicht eines Asiaten mit Igelschnitt, ebenfalls ein erwachsener Mann mit frappierend kindlichem Gesichtsausdruck. Ebenso übellaunig, ebenso gebieterisch, vor dessen Bild sich Heerscharen von Soldaten in Grau-Oliv schoben, die im Stechschritt dreidimensional durch den Raum marschierten, überlagert von einer Rampe, die eine Rakete nach der anderen zischend in den Weltraum jagte, von Explosionen, einem Himmel voller zuckender Blitze, die in den Globus einschlugen, Eruptionen evozierten, Detonationen, die die Erde erbeben ließen. Schlagartig verstand ich, dass es um weit mehr ging als um Menschen, die ausgepresst wurden. Kohle! Bodenschätze! Alles Leben! Der ganze Planet! Die rauschhafte Begehrlichkeit, unersättlich, zügellos, griff wieder mit verlangenden Fingern nach mir und gierte danach mich zu zermalmen. Ich wurde bis zur Besinnungslosigkeit gequetscht, würgte, der Druck auf meinen Brustkorb wuchs ins Unerträgliche, bis mein Bewusstsein barst.

Der Anfall war zum Glück nur kurz. Schlagartig ließen Schmerzen und Bedrängnis nach. Stille breitete sich aus. Absolute Schwerelosigkeit. Ich glitt in die Höhe und sah noch, wie Pflegekräfte den Gang herunter eilten zu dem vollkommen verknäulten und zugekotzten Gliederbündel, das einmal ich gewesen war. Es ließ mich kalt. Auf andere Weise, als es die Medikation bewirkt hatte. Die jahrelange Lähmung, das Vegetieren in einem Körper, über den ich nicht verfügen konnte und wollte, waren weg. Das Gefühl grenzenloser Befreiung.

Von hier oben macht sich der blaue Planet recht hübsch. Der Schirm, der sich über die westliche Hemisphäre ausbreitet, wirkt farbenfroh. Ich weiß ja, was kommt. Der große, alles verschlingende Blitz. Nichts, was mir mehr Angst machen könnte. Im Gegenteil. Ich bin gespannt. Das wird mit Sicherheit ganz, ganz großes Kino.